

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 33

Artikel: Der Weichenwärter [Schluss]
Autor: Rosegger, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dies alles hat sich in Selzach zusammengefunden. Herr Adolf Schläfli, der größte Industrielle des Ortes, hatte durch mehrmalige Besuche in Oberammergau und durch eine Reise ins heilige Land die besten Voraussetzungen für eine Begründung und Ausgestaltung des Passionsspiels gewonnen. In Herrn Lehrer Bögeli-Münli fand er einen hochbegabten Musikdirezenten, der mit Eifer den musikalischen Teil des Spiels schuf, und in Herrn Johann Mann stand ihm ein feinsinniger Regisseur der lebenden Bilder zur Seite. Leider hat der Tod diesen abgerufen. Sein Sohn aber hat als junge Kraft das Erbe des Vaters angetreten. Das leuchtende Vorbild dieser Männer hat die Mitwirkenden zum Einsetzen der besten Kräfte angespornt und daß dieses Streben von schönstem Erfolge gekrönt ist, zeigt der von edler Hingabe und hoher Auffassung durchgeistigte Christus des Herrn Robert Kocher, um nur ein Beispiel zu nennen. So haben sie einträchtig und voll Liebe zusammengearbeitet all die Jahre hindurch, vom Leiter und Gründer bis zum Kindlein, das



Passionsspiel in Selzach. Einzug des Joseph in Ägypten.

des Herrn Robert Kocher, um nur ein Beispiel zu nennen. So haben sie einträchtig und voll Liebe zusammengearbeitet all die Jahre hindurch, vom Leiter und Gründer bis zum Kindlein, das

halb unbewußt mitmacht als Moses im Schilf des Nil oder als Christuskind auf Marias Schoß. Das ist das Geheimnis des Gelingens und der tiefen, großen Wirkung der Selzacher Passion.

Der Weichenwärter.

Don Peter Rosegger.

(Schluß.)

Nun sagte der Präsident: „Uns würde besonders interessieren, wenn Sie uns von dem Tage, als das Unglück geschah, alles recht genau erzählen wollten. Alles, was Sie getan und was Sie gedacht haben?“

„Hohes Gericht!“ antwortete der Angeklagte und rang die Hände. „Wenn ich das tät wissen! Es ist alles so ausgelöscht — so ausgelöscht!“

„Sie hatten ja nicht geschlafen?“ wendete der Verteidiger ein.

„Ja, ich habe seit zwölf Uhr mitternachts Dienst gehabt.“

„Also standen Sie um halb acht Uhr abends, als das Unglück geschah, neunzehneinhalb Stunden ununterbrochen im Dienst?“

„Setzt fällt's mir ein, der Gärtner ist auf die Hochzeit von der Schwefter gegangen. Will's schon tun, sag' ich, statt feiner.“

„Wer ist der Gärtner?“

„Na halt der andere, der Stationswächter.“

„Wann war zu Recht Ihre Ablösungstunde?“ fragte der Staatsanwalt.

„Um zwölf Uhr mittags.“

„Also haben Sie die Zeit von Mittag bis abends freiwillig Dienst gehalten?“

„Ja, weil mich der Gärtner hat bitten lassen.“

„Und waren Sie nicht schon müde?“ fragte der Richter.

„Wird es schon aushalten, hab' ich gedacht. Bin ja öfter zwanzig Stunden lang im Dienst gestanden. Diesmal bin ich wohl schon taumelig gewesen, weil ich schon in den früheren Nächten schlecht geschlafen hab'.“

„Warum haben Sie in den vorhergehenden Nächten schlecht geschlafen?“

„Zwei Kinder sind mir krank gewesen, im Scharlach. Die Frau hat's auch schon hergenommen gehabt. Steht man halt auf und tut mit.“

„Dann war's aber doch sehr leichtsinnig, Stellingner, daß Sie noch für den Gärtner eingesprungen sind.“

„Mein Gott, hab' mir halt gedacht, 's ist seine Schwefter, die hat auch nit alle Tag' Ehrentag.“

„Waren Sie an demselben Tage immer auf dem Bahnhofe?“

„Von halb vier bis halb sechs Uhr hat der Weichenwächter nichts zu tun. Da hab' ich in meinem Bett ein wenig schlafen wollen, und das Weib sollt' mich um halb sechs wecken. 's ist nichts draus worden, die Kinder waren so unruhig. Um sechs Uhr bin ich auf dem Bahnhof und zünde die Laternen an. Dann kommt der Postzug aus Reichstein. Um sieben Uhr dreizehn Minuten kreuzen der Bärnthaler Personenzug und der Gilzug. Ja, jetzt weiß ich's schon: Heißt es, der Gilzug hätte eine Verspätung von fünfzehn Minuten. Ich stelle die Weichen und sehe gerade, daß in der oberen Latern' das Licht ausgegangen ist. Der Wind. Die grüne Scheibe ist hin. Es ist noch Zeit, sagt der Herr Vorstand und ruft einen Auflader vom Frachtenzug, der in der Station steht. Derweil schon die roten Lichter in Sicht, der Gilzug fährt ein. Denk' ich: was der heut' rast! Dem wär's nit gut in den Weg stehen! Herrgott! den' ich, 's ist ja die Weiche nicht gestellt! stürze zum Hebel und zieh' ihn mit aller Macht um. Und zittere an Händen und Füßen, was da hätt' geschehen können, und weiß ich nit — Jes Maria! ist schon der Krach — der schreckbare Krach!“

Ohren und Augen verhielt er sich mit den Händen und wimmerte laut. Nach einem Weichen fragte der Richter: „Und wie war es weiter?“

„Meine lieben Herren!“ antwortete der Angeklagte, „weiter weiß ich nichts mehr. Ganz finster. Nur rote Fackeln, und da tragen sie's hin — tragen sie's hin.“

„Was tragen sie hin?“

„Die Verwundeten, die Sterbenden, die Toten. Auf Brettern, auf Bahren, in Tüchern tragen sie's hin, tragen sie's hin — und immerfort und immerfort. Felsenweis, die Menschen! Graufig! Graufig! Graufig!“ . . .

Er warf sich auf die Banklehne, es schütterte sein ganzer Leib und dabei das durchbringende Wimmern: „Vater! Mutter!“

Der ganze Saal mit den Hunderten von Menschen war jetzt still wie eine Totenkammer. Endlich dort und da ein

halbverhaltenes Schluchzen. Der Präsident sagte endlich: Ermannten Sie sich, Stellingner. Die meisten der Verwundeten werden mit Gottes Hilfe genesen. — Ich hätte nur noch gerne gewußt, weshalb Sie im entscheidenden Moment den Weichenwechsel gestellt haben?"

„Weil das sein muß, wenn der Sitzzug durchfährt.“

„Das war also in Ordnung. Wie erklären Sie sich aber das Unglück?“

Der Angeklagte erhob sich anscheinend ruhig und sagte: „Wenn ich immer so gefragt werde! Ich weiß es nit anders, ich weiß es nit. Sie sagen, ich müßt' den Wechsel schon früher richtig gestellt haben — und darauf vergessen — und nachher in der Verwirrung gemeint haben, es wär' nit gesehen — und falsch gestellt haben.“

„Kann es so gewesen sein?“

„Gott hat mich verlassen! Es mag so gewesen sein, ich weiß nichts!“

„Sie wissen es also nicht, ob Sie das erste Mal — also vor der voraussichtlichen Kreuzung der beiden Züge — den Wechsel gestellt haben?“

„Werb's wohl getan haben. Sonst könnt's ja nit möglich sein!“

„Konnte der Wechsel nicht schadhast gewesen sein? Konnte nicht jemand anderer eingegriffen haben?“

„Mein Gott, ich weiß nichts!“ stöhnte der Angeklagte, „ich bin ganz — ich bin ganz —“ seine Finger krallte er sich in die Stirn hinein.

„Haben Sie sonst noch was zu sagen, Stellingner?“

„Macht's mit mir, was ihr wollt's“, war sein letztes Wort.

Der Präsident erklärte das Verfahren für geschlossen, und die Geschwornen zogen sich zurück zum Verdikt. Aber der Zwiespalt hatte sich fortgepflanzt vom Gerichtssaal bis ins Geschwornenzimmer.

„Was soll man denn da machen?“ hieß es. „Jede böse Absicht ist ausgeschlossen. Der Mann ist nicht schlecht, nicht

einmal leichtsinnig. Die Verhältnisse. Jedem von uns könnte dasselbe passieren. Die Ueberstunden müßten verboten sein. Nach neunzehn Arbeitsstunden fordert die Natur ihr Recht. Sein Unglück war die Gutmütigkeit. Er leidet furchtbar, er ist gebrochen. Wie können Menschen einen solchen Unglücklichen schuldig sprechen?“

Dem stand entgegen: Durch sein Versehen waren fünf Menschenleben zu Grunde gegangen, und dreimal so viele liegen an schweren Wunden danieder. Wer soll sich auf Eisenbahnen noch auch nur einen Augenblick sicher fühlen, wenn über das Dienstpersonal nicht die allergrößte Strenge herrscht? Geben wir den Mann frei, so passiert nächstens anderen Angestellten auch wieder was Menschliches. Er ist unschuldig, gut, aber jene, die man gestern begraben hat, waren auch unschuldig.

Die Geschwornen verkündeten zur Schuldfrage ein überwiegendes Ja. Die Richter verurteilten ihn zu Kerker auf drei Monate.

Der Bernhard Stellingner schrieb in der dritten Woche seiner Haft an das Eheweib den folgenden Brief:

„Liebe Christine!

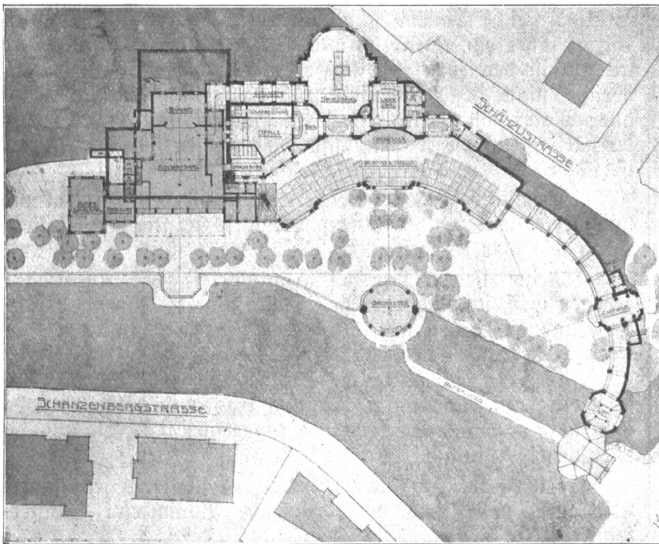
Gleichzeitig schreibe ich an die Bahn. Will nichts mehr zu tun haben damit. Mit nichts, wo Häder sind. So oft ich durchs Fensterle einen Eisenbahnpfiff höre, wird mir übel. Wir werden eine Bauernhütte pachten, wo immer. Hätt' ich meinem Vater gefolgt, so könnt's anders sein. Müßten halt nitig wieder anfangen, tu mir die Kinder küssen, sie werden auch gesünder sein in der frischen Landluft, als bei Dampf und Rauch, und du bist eh eine halbe Bäuerin. Vielleicht wird's doch noch einmal besser. Die Strafzeit kommt mir schon jetzt lang vor, aber zu lind. Immer einmal, wenn mir recht hart ist, lege ich die Holzbank um und kniee auf die Kante. Mein Lebtag will ich anders sein.

Dein getreuer Bernhard.“

Aus: Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Von Peter Rosegger. Verlag: Philipp Reclam jun., Leipzig.

Der neue Kursaal in Bern.

Gegenwärtig sind im Spielsaal des Kursaales auf dem Schänzli die Pläne für den Kursaal-Neubau zur freien Besichtigung ausgestellt. Die Kursaalfrage hat seinerzeit die ganze Stadtbevölkerung in Atem gehalten; wir dürfen bei



Plan des Kursaales im Jahre 1914 mit dem alten Saal.

unseren Lesern auf reges Interesse rechnen, wenn wir heute, da der Neubau begonnen werden soll, mit einigen Daten und Zahlen auf die Angelegenheit zurückkommen.

Wie bekannt ist, war das Schänzli bis vor kurzem im Besitze eines Konsortiums, das mehrmals die Absicht kundgab, das dort verfügbare Terrain der Spekulation in die Hände zu liefern. Um dies zu verhindern, bildete sich 1904 eine Aktiengesellschaft, die die Besetzung mit dem Sommertheater gegen eine Mietsumme von Fr. 20,000 pachtete, sich gleichzeitig das Vorkaufsrecht sichernd, und die den Kursaalbetrieb einrichtete.

Im Februar 1910 war das Schänzli abermals durch ein Millionenangebot auswärtiger Bauunternehmer bedroht. Mit Hilfe der Gemeinde kaufte nun die Kursaalgesellschaft das Schänzli zum Preise von 800,000 Fr. an, um den schönsten Aussichtspunkt der Stadt mit seinem wundervollen Blick auf den Alpenkranz der Doffentlichkeit zu retten.

Um diese große Summe fruchtbar zu machen im Interesse der Stadt und ihrer Bevölkerung, war nur eine Verwertung möglich: die aufblühende Fremdenstadt Bern bedarf eines Kursaales als Sammel- und Treffpunkt der Fremden und der Einheimischen; diesen Kursaal galt es zu erstellen. Die Gemeinde erklärte sich auf Gemeindebeschluss vom 23. April 1911 hin bereit, für einen Neubau eine zweite Hypothek von Fr. 300,000 zu übernehmen.

Inzwischen erwuchs dem Unternehmen ein schweres Hindernis. Direkt vor dem Schänzli entstand ein Riesen-